

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 10 (1937-1938)

Heft: 8

Anhang: Schweizer. Hilfsgesellschaft für Geistesschwäche

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer. Hilfsgesellschaft für Geistesschwache

Redaktion: Dir. H. Plüer, Regensberg (Alle Einsendungen u. Mitteilungen der Sektionen richte man an die Red. dieser Rubrik)

Erziehungsanstalt Regensberg.

Dem 54. Jahresbericht, der das Jahr 1936 umfaßt, ist zu entnehmen, daß die Frequenz von 111 auf 97 Zöglinge zurückging. Dieser Rückgang in der Zöglingszahl einer Fürsorgeanstalt wäre erfreulich, wenn er als Maßstab für den Rückgang der Fürsorgebedürftigen gewertet werden dürfte. Das ist leider nicht der Fall. Der Rückgang hat seinen Grund im Bestreben der Kantone, ihre Zöglinge in den eigenen kantonalen Anstalten unterzubringen und in dem niedrigeren Verpflegungsgeld der Anstalten anderer Kantone, wie z.B. Bern, wo staatliche Zuschüsse ein niedrigeres Verpflegungsgeld ermöglichen. Interessant ist die Abnahme der schulpflichtigen Zöglinge und die Zunahme der Schulentlassenen. „Es ist ein Zeichen unserer arbeitsarmen und arbeitslosen Zeit, daß im Berichtsjahr bei 27 Eintritten 55% auf die Schulentlassenen fallen und nur 45% auf die Schulpflichtigen. Wenn das Schwerpunkt nach wie vor bei der Schule bleibt, so gewinnt doch die berufliche Ausbildung sichtlich, ja auffallend an Bedeutung, und damit bestätigt sich wiederum die Notwendigkeit und Richtigkeit, daß verschiedene Arbeitszweige zur Verfügung stehen.“

113 ehemalige Zöglinge im Alter von 15—19 Jahren unterstanden im Berichtsjahre dem Patronat der Anstalt. Es ist ein sympathisches Zeichen für den

guten Familiengeist der Anstalt, daß „an jedem Sonntag in der Anstalt, ihrer alten Heimat, sechs, acht, zehn der Ehemaligen auf Besuch erscheinen und ihre Wünsche und Anliegen vorbringen: ein Päcklein Tabak, eine Pfeife, einige Stumpen, etwas Schreibpapier, einige Briefmarken; aber auch ihren Lohn bringen einzelne mit, damit ihn der Fürsorger ins Sparheft einlege. Den meisten aber ist es um einen schönen, gemütlichen Nachmittag zu tun.“

Die Einnahmen erlitten eine Einbuße von 10 000.- Franken an Verpflegungsgeldern. Dennoch gelang es der Leitung durch weitere Sparmaßnahmen und als Ergebnis eines Aufrufes an ihre Gönner, das Budget bis auf einen unbedeutenden Betrag ins Gleichgewicht zu bringen. Der kleine, aber klare und instruktive Jahresbericht vermittelt Einblick nicht nur in eine vorzüglich geleitete Anstalt, sondern zugleich in das stille, segensvolle Wirken für eine Menschengruppe, die der Hilfe sicher am meisten bedarf. Es ist zu hoffen, daß diese sozial-charitative Wirksamkeit, über die sich leider die Öffentlichkeit viel zu wenig Rechenschaft gibt, durch die regelmäßigen Publikationen in der SHG-Rubrik der „Schweizer Erziehungs-Rundschau“ in immer weiteren Kreisen der Schweiz bekannt und gewürdigt werde!

Dr. K. E. L.

Ueber den Stoffplan

äußert sich die Sektion Aargau-Solothurn in folgender Weise:

Ein fester Lehrplan für Hilfsschulkinder ist ein Widerspruch in sich. Der Lehrplan setzt eine Normalisierung der Schüler voraus. Aus diesem Grunde versetzt man die Anormalen, das sind wohl die Schüler, die nicht normalisiert werden können, in die Hilfsklassen. Wir können nie mit dem labilen Schülermaterial einen stabilen Lehrplan durch- oder einführen.

In erster und einziger Linie steht das Kind im Mittelpunkt der Behandlung und Schulung. Seine körperlichen und geistigen Mängel werden nach besten Kräften im Sinne der Heilpädagogik zu heben versucht. Seine charakterliche Ausbildung ist aber dabei nicht minder zu berücksichtigen, soll doch das Kind nicht nur für den Erwerb geschult werden, sondern sich auch bestmöglichst im Gemeinschaftsleben seiner Mitmenschen zurecht finden. Dabei wird die Lehrkraft nach eigenem bestem Wissen und Können alle ihr zu Gebote stehenden Mittel in Betracht ziehen.

Der Verein Zürcher Werkstätten

führt seit einer Reihe von Jahren verschiedene Werkstätten zum beruflichen Anlernen mindererwerbstümlicher Jugendlicher:

Webstube Zürich	mit 18 Insassen
Arbeitsheim Amriswil	, 73 ,
Arbeitsheim Pfäffikon	, 23 „ (Mädchen)

Taubstummenhilfe Zürich

Lederwerkstatt

mit 20 Insassen

Schneiderei

, 10 „

Noch in privatem Besitz, aber vom Verein Zürcher Werkstätten unterstützt, ist die Korbblecherei Wangen mit 26 Insassen. Total sind es 170 Jugendliche

in den verschiedenen Heimen; sie rekrutieren sich aus 9 Sehschwachen, 37 Taubstummen, 21 Schwerhörigen, 34 Geistesschwachen, 5 Epileptikern, 3 Psychopathen und 2 ohne Gebrechen. Unter 20 Jahren sind 62, 20—24 Jahre 55, 53 sind älter, bis zu 40 und 50 Jahren. Arbeitsgebiete sind Bürstmacherei (Amriswil), Wäscherei, Teigwarenfabrikation, Gartenbau, Haushalt (Pfäffikon), Lederwerkstatt, Schneiderei (Taubstummenhilfe Zürich), Blumenkorbfabrikation (Wangen).

Alle die genannten Werke sind weitgehend auf die öffentliche Hilfe angewiesen. Das Gesamtdefizit

betrug im vergangenen Jahre Fr. 42,954.—

Anlässlich der Jahresversammlung des Vereins trat der Präsident, Regierungsrat Dr. R. Briner, der während 10 Jahren, und zwar während 10 schweren Jahren mit seltener Einsicht und Energie die Geschäfte des Vereins geleitet hatte, zurück, indem er den Werkstättenleitern und ganz besonders auch dem verdienten Adjunkten des Jugendamtes, G. Maurer, dankte für ihre gewissenhafte, große Arbeit. An seine Stelle wählte die Versammlung den jetzigen Vorsteher des Kantonalen Jugendamtes, Dr. Hauser.

Kinder bekränzt euer Schulzimmer,

denn dieser Beschuß bedeutet für euch ein großes Fest“, schreibt E. G. in der letzten Nummer der SER und meint mit dem Fest die Einführung der vereinfachten Rechtschreibung an den Spezialklassen. Kollege E. G. denkt an die unendliche Liebesmüh, die die Rechtschreibung unserer Schwachbegabten erfordert und die sehr oft so wenig fruchtet. Wir wollen unsren Schülern das Joch leichter machen und über Bord werfen, was unser Schulschiff übermäßig belastet.

Ich trete vor meine 12—14jährigen Schüler und melde ihnen: Euch zuliebe wird nun in der Rechtschreibung manches vereinfacht. An den Spezialklassen wird nun fortan alles „klein“ geschrieben, auch mit den Dehnungen und Schärfungen werdet ihr künftig nicht mehr geplagt. Die Kniffe der Rechtschreibung überlassen wir von heute an der Normalschule, für euch existieren sie nicht mehr. So werdet ihr in euern Heften nicht mehr so viele rote Striche bekommen. Nun, ihr freut euch doch darüber? — Gewiß, die Torpiden und Gleichgültigen schmunzeln behaglich. Die Regsameren jedoch erheben Einspruch. Sie wollen keine „besondere“ Orthographie. Ihre Orthographie soll nicht lebenslang das Brandmal der Hilfsschule in sich tragen. Sie empfinden unsere gutgemeinte Vereinfachung als Zurücksetzung. — Es käme vielleicht so weit, daß unsere Leutchen im späteren Leben überhaupt nichts mehr schreiben würden aus Furcht, „erkannt“ zu werden.

Ich weiß nicht, ob im großen Zürich, wo E. G. vermutlich unterrichtet, die Hilfsschüler und ihre großen und kleinen Mitmenschen anders geartet sind, als in unseren kleinstädtischen Verhältnissen am Rhein. — Bei uns ist es so: jeder unserer Schüler hüttet sich, nach außen seine Zugehörigkeit zur Hilfsschule zu bekennen. Wir wissen warum. Hämische Bemerkungen, Nachrufen und Spott ihrer „normalen“ Altersgenossen und leider nicht selten auch der Unverständ Erwachsener sind die Ursache dieses Verheimlichen-wollens. Dazu kommt noch die allgemein menschliche Seite: man möchte nicht anders sein als seine Mitmenschen. Man sträubt sich gegen jede Absonderung, auch wenn sie noch so gerechtfertigt ist. Man wehrt sich gegen jede Maßnahme, die zwischen hüben und drüben eine Grenze zieht oder gar einen Graben öffnet. Wir verstehen das.

Es fragt sich daher sehr, ob mit der wohlgemeinten Erleichterungen unsren Kindern im Hinblick auf das spätere Leben wirklich gedient wäre oder ob wir damit nicht da und dort eher Hoffnungslosigkeit pflanzen statt Mut, Selbstvertrauen und Zuversicht. Trachten wir viel eher danach, die Kinder im Sprachunterricht an einfachsten Stil, an einfachste Ausdrucksformen zu gewöhnen und vermitteln wir ihnen den dazu notwendigen Wortschatz und — so gut es eben möglich ist — einige grundlegende Kenntnisse in der Orthographie. Uebung, unermüdliche Uebung bringt schließlich doch bescheidene Erfolge.

B.

Mitgliederversammlung des Schweiz. Hilfsverbandes für Epileptische.

Am 7. Oktober a. c. tagte der Hilfsverband für Epileptische in Schaffhausen. Nach Erledigung der Vereinsgeschäfte hielt Herr Dr. med. Braun, leitender Arzt der Schweiz. Anstalt für Epileptische, einen Vortrag über: „Der epileptische Anfall, seine Folgen und seine Behandlung“. Bei den meisten Patienten treten in der Folge intellektuelle Störungen auf. Sie verlieren nach und nach den geistigen Kontakt mit der Umgebung. Sie werden umständlich,

stumpf. Kinder verlieren schon oft nach dem Auftreten der ersten Anfälle die Fähigkeit, ihren geistigen Besitz zu erweitern durch Aufnahme neuer Eindrücke. Auch das Affektleben verändert sich. Die Stimmungen wechseln zwischen höchstem Glück und tiefster seelischer Depression, zwischen Liebe und Haß. Nicht selten kommt es zum Selbstdmordversuch. Dem Epilepsiekranken ist von der Eheschließung abzuraten, weil dauerndes Zusammen-

leben mit ihm sich meist als sehr schwer erzeigt. Allerdings gibt es ausnahmsweise auch Patienten, die keine oder nur geringe Veränderungen ihrer Affektivität zeigen. Sie bleiben geistig frisch und leistungsfähig wie beispielsweise der russische Schriftsteller Dostojewsky. — Die Ursachen der Epilepsie sind noch nicht genügend erkannt. Jedenfalls spielt die Vererbung eine große Rolle. Störungen epileptischer Art können aber auch auftreten als Folge schwerer Schreckerlebnisse, ebenso auch infolge körperlicher Verletzungen verschiedenster Art. Bei den meisten Patienten treten die Anfälle schon vor dem 20. Altersjahr auf, bei ca. 8% sogar schon im ersten Lebensjahr. Im allgemeinen kann festgestellt werden, daß die Häufigkeit der Anfälle nach dem 33. Lebensjahr abnimmt. — Abergläuben und Unwissenheit haben sich schon früh mit der Heilung der Epilepsie befaßt. Den modernen medizinischen Behandlungsmethoden stehen zahlreiche Heilmittel zur Verfügung. Vor der beginnenden Kur soll der Kranke während mehreren Wochen unter ärztlicher Kontrolle stehen.

Herr Direktor Grob behandelte das Thema: „Erziehung und Schulung epileptischer Kinder“. Bei epileptischen Kindern häufen sich die Erziehungs-schwierigkeiten. In der Schule ermüden sie rasch; schon nach zwei Schulstunden treten deutlich Ermüdungsmerkmale auf. Die Art der Ermüdbarkeit ist bei den einzelnen Kindern verschieden. Beschäftigungen, welche an das Vorstellungsvermögen keine großen Anforderungen stellen, sagen ihnen am ehesten zu. Der Lehrer sieht sich vor die schwierige Aufgabe gestellt, seine Unterrichtsmethode sowohl als auch seine Anforderungen dem kranken Kinde anzupassen. Die Perseverationstendenz der epilep-

tischen Kinder ist ziemlich groß. Mit Zähigkeit halten sie an einem zum Besitz gewordenen — auch unrichtigen — Begriff fest. Ihre Apperzeption ist stark gehemmt und von ihrer wechselnden Stimmung stets beeinflußt. Die Beziehung der Kranken zur Umwelt und zu den Geschehnissen des täglichen Lebens vollzieht sich wiederum in ganz subjektiver Weise. Es ist dem Zögling oft nicht möglich, sich zu einer gegebenen Situation in ein „normales“ Verhältnis zu setzen. Nur der Empathiefähigkeit des geborenen Erziehers ist es vergönnt, sich in die Lage des Patienten hinein zu denken und seine krankhafte Reaktionsweise zu verstehen. Allen Kranken eigen ist ein großer Drang zur Gemeinschaft, in welcher sie sich geborgen fühlen. Ihr tiefer Gemeinschaftssinn ist verankert im Bewußtsein einer allumfassenden göttlichen Liebe.

Fräulein Wehrli, Fürsorgerin für Anormale, referierte über die bestehenden Hilfsmöglichkeiten für epileptische Kinder und Erwachsene im Kanton Schaffhausen. Sie verweist auf die vorzüglichen Einrichtungen der Schweiz. Anstalt für Epileptische, welche den Kranken Ausbildung in Schule und Werkstatt vermittelt. Unterbringungsmöglichkeiten für Epilepsiekranke bestehen im Kanton Schaffhausen leider nur sehr wenige. Vielleicht gäbe es deren mehr, aber sie sind der Fürsorgestelle nicht bekannt. Durch Vorträge und Zeitungsartikel müssen Angehörige und Arbeitgeber auf die Not der vom Leiden Betroffenen hingewiesen werden. Die nachgehende Fürsorge tritt in Verbindung mit dem Patienten und sucht seinen Mut und sein Vertrauen zu heben und zu stärken. Uns allen aber liegt die Pflicht ob, Barmherzigkeit zu üben im Geiste unseres Meisters und Erlösers.

B.

Die Familie als Grundlage der menschlichen und staatlichen Gemeinschaft.

Von Dr. J. LEUENBERGER, Vorsteher des kantonalen Jugendamtes, Bern.

Einleitung.

Wenn wir uns hier mit der Familie befassen, denken wir dabei in erster Linie an die Familie im engen und engsten Sinne, das heißt an die Gemeinschaft zwischen Eltern und Kindern, also an die Familie, wie wir sie heute zumeist vor uns haben. Wohl gibt es, das wollen wir schon hier festhalten, glücklicherweise auch bei uns — und namentlich auf dem Lande — immer noch eine ansehnliche Zahl Familien, in denen auch Platz und Liebe vorhanden sind für alternde Großeltern, alleinstehende Tanten und Onkel, für verwaise Nichten und Neffen oder andere Verwandte. Auch werden doch noch manchenorts die Hausangestellten, Lehrlinge und Pflegekinder zur Familie gerechnet und als Glieder der Familie behandelt. Weiter reicht der Kreis der Familie heute aber nicht mehr. Viel stärker als früher

schließt sie sich gegen außen ab und will möglichst ungestört sein. Dürfen wir uns da wundern, wenn in unserer Zeit so viele Mitmenschen, vorab Dienstboten und Pensionäre, nach Familienanschluß rufen und andere Vereinsamte im Wirtshaus oder an Vergnügungsstätten einen Ersatz für die fehlende Familie suchen, noch andere auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege des Heiratsinserates oder der gewerbsmäßigen „Eheanbahnung“ eine Familie und ein Daheim zu finden hoffen?

Aus alten Familienbildern und Familienchroniken wissen wir, wie die Familie noch vor hundert und hundertfünfzig Jahren durchschnittlich größer, namentlich auch kinderreicher war als heute. Familien mit 15 und mehr Kindern waren damals keine Seltenheit und auch der Kreis der erwachsenen Familienglieder umfaßte meist mehr Personen als

heute. Allerdings war früher auch die Sterblichkeit, namentlich die Säuglingssterblichkeit, erheblich größer.

Treffen wir heute in einer Familie 10 oder mehr Kinder, so schlagen wir die Hände über dem Kopf zusammen, und die kindergesegneten Eltern brauchen sich um vorwurfsvolle oder gar spöttische Blicke und Redensarten nicht zu sorgen. Auch sehen Staat und Gesellschaft bei uns in der Regel ruhig zu, bis die kinderreiche Familie am Ende ihrer Kräfte ist und schon schweren, nicht wieder gutzumachenden Schaden genommen hat. Nirgends mehr als gerade bei der Familie tut heute planvolle Aufbauarbeit in weitestem und vor allem in christlichem Sinne not; denn bloß mit Flicken und Verkleistern schaffen wir diese Not nicht aus der Welt, auch wenn wir die Familie durch noch so schöne und großzügige Einrichtungen, Heime, Anstalten, Vereine usw. zu ersetzen trachten. Als Grundlage der staatlichen und menschlichen Gesellschaft ist die Familie schlechterdings unersetzlich.

Haus, Heim und Herd.

Sobald wir uns auch nur oberflächlich mit den Wandlungen der Familie befassen, werden wir gewahr, welch große, ja ausschlaggebende Rolle seit jeher die Wohnung, das Heim, im Familienleben gespielt hat und daß daher am Anfang aller Familienhilfe die Sorge für eine gesunde, menschenwürdige Wohnung zu stehen hat. Nichts vergiftet und verdirbt die Familie und den einzelnen Menschen mehr als schlechte Wohnverhältnisse und das fehlende Heim. „In seinem Hause ist selbst der Arme ein Fürst“, lesen wir schon im Talmud und „Eigner Herd ist Goldes wert“, versichert unser deutsches Sprichwort. „Mein Haus ist meine Burg“, sagt der praktische Engländer, dem ein behagliches, ungestörtes Heim über alles geht, und sicher steckt auch in der bei uns ab und zu gehörten Redensart eine tiefe Wahrheit, die empfiehlt: „Kleide dich unter deinem Stande, nähre dich nach deinem Stande und wohne über deinem Stande!“

Jedenfalls kommt es auch nicht von ungefähr, wenn die Bezeichnungen für Haus und Familie bei den verschiedenen Völkern früher identisch waren. Hausgemeinschaft bedeutete eben zugleich Familiengemeinschaft. Der Herd, die Feuerstatt, war jahrtausendelang der Mittelpunkt der Familie und ist es bei den primitiven Völkern auch heute noch.

Woher kommt das Wort „Familie“?

Einigen unter Ihnen ist es vielleicht schon aufgefallen, daß das Wort „Familie“ in unserer Luther-Bibel nicht ein einziges Mal vorkommt. Es war eben zu Luthers Zeit noch gar nicht gebräuchlich und kam erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts allgemein auf, wobei die Schriften der Humanisten

wesentlich zu seiner Einbürgerung beigetragen haben sollen. In unserer Luther-Bibel treffen wir durchwegs noch die Bezeichnung Haus für Familie. „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen“, oder „Ein Prophet gilt nirgends weniger denn in seinem Vaterlande und in seinem Hause“. Selbst noch Pestalozzi und Gotthelf konnten sich mit dem aus dem Lateinischen stammenden Lehnwort nicht recht befreunden und mieden es. Mit Vorliebe gebrauchten sie dafür „Wohnstube“ oder „Haus“. „Im Hause muß beginnen, was leuchten soll im Vaterland“, sagt Gotthelf, — nicht in der Familie muß beginnen...

Bei den Römern bedeutete *familia* ursprünglich die Gesamtheit der Sklaven eines Hauses und erst in späterer Zeit wurde die Bezeichnung auf die ganze Hausgemeinschaft übertragen.

Es wird deshalb schon so sein, wie Friedrich Engels und andere behaupten, daß unser Wort „Familie“ vom lateinischen *famulus*, *famulae* (der Sklave, die Sklavin) herkommt. Die Sprachgeschichte kennt ja noch viele solche Beispiele von Bedeutungswandel. Aus dem Namen für Verachtete wird ein Ehrenname und umgekehrt.

Geschichtliche Entwicklung der Familie.

Ueber den Ursprung und die Entwicklung der Ehe und der Familie besteht eine sehr reichhaltige Literatur. Während wir über die Entwicklung der Familie in geschichtlicher Zeit ziemlich genau unterrichtet sind, weiß man über die vor geschichtliche Familie eigentlich noch recht wenig. Alle Bemühungen namhafter Forscher, wie die des Basler Gelehrten Bachofen und anderer, haben nicht vermocht, zuverlässig nachzuweisen, ob unsere germanischen Vorfahren tatsächlich jemals in Gemeinschafts- oder Gruppen ehe gelebt haben und ob bei ihnen wirklich das sogenannte Mutterrecht galt, bei dem Verwandtschaft und Erbfolge sich einzig nach der Mutter richteten oder ob und seit wann das Vaterrecht vorherrschend war. Die halb- oder ganz wilden Volksstämme, die es in unserer Zeit noch gibt, können für Vergleiche wohl nicht ohne weiteres herangezogen werden. Wurde doch bei den in anderer Beziehung außerordentlich rückständigen Pygmaenstämmen des afrikanischen Urwaldes die monogamische Ehe vorgefunden, während bei höherstehenden Stämmen Polygamie herrscht.

Auf jeden Fall werden Ehe und Familie in jenen fernen Zeiten wesentlich anders ausgesehen haben als heute, waren doch auch die Lebensbedingungen und Lebensverhältnisse ganz andere. Allzutief wollen wir unsere vorgeschichtlichen Vorfahren zwar auch nicht einschätzen, kommen doch monogamische Verbindungen und lebenslange, familienähnliche Verhältnisse sogar bei den höher organisierten Tieren vor.

(Fortsetzung folgt)